



Zum Silbernen Ortsjubiläum von Klaus Hurtz, Mönchengladbach-Rheydt, 22. März 2015

Elisabeth Jünemann

Im Chorraum von St. Marien sehen Kirchenbesucher seit einiger Zeit etwas sehr Besonderes:

Einen Silberstreif.

Ich möchte nicht fragen, was das ist. Ich frage lieber: Brauchen wir den? Brauchen Sie den?

Wer braucht einen Silberstreif?

Die Ästheten unter uns. Silber ist edel. Ein Silberstreifen, vor allem dieser, ist schön. Er ziert die Kirche. Und das ist gut so.

Wer braucht einen Silberstreif am Horizont?

Die unter uns, die in die Ferne schauen. In die Weite. In Richtung Horizont. In die Zukunft. Was wird sie uns bringen?

Die unter uns, denen genau diese Zukunft Sorge macht. Was wird werden? Was wird aus der

Erde? Was wird aus der Welt? Den unterschiedlichen Gesellschaften und Kulturen? Werden sie nebeneinander existieren können? Was wird aus uns? Wenn wir in die Jahre kommen? Und unsre Freiheit auch? Wie wird man mit uns umgehen? Aber auch: Was wird aus unseren Kindern? Wer Kinder oder Enkel hat, die er liebt, der sorgt sich um deren Zukunft.

Wer braucht einen Silberstreif am Horizont? Die unter uns, die heute und jetzt in die Zukunft schauen müssen. Nach vorne schauen müssen. Irgendwie. Weil sie die Gegenwart nur schwer ertragen. Weil die Gegenwart trostlos ist. Wer sich durch das Heute schleppen muss, mühsam, krank, traurig, der braucht den Blick in die Zukunft. Die Zukunft muss besser sein. Der Blick nach vorn muss motivieren. Muss trösten.

Wer ist der Mensch, der einen Silberstreif am Horizont braucht?

Jedenfalls einer, der sich das Recht nimmt, nicht zu verzweifeln. Wir nehmen uns dieses Recht, nicht zu verzweifeln. Mit gutem Grund: Zwischen Gott und den Menschen, so heißt es im Alten Testament, gibt es einen Bund. Gott rettet sein Volk, verspricht er da.

Gott schließt einen Bund mit uns. Dieser Bund verspricht uns Hoffnung. Aber: Gott macht es uns schwer, das zu glauben. Spricht der Alltag, den wir erleben, nicht gegen diese Hoffnung? Wenn die Nachricht, dass wieder Hunderte von Menschen ertrunken sind, weil Schiffe vor der europäischen Küste untergehen, kaum noch entsetzt. Wenn Tausende Menschen von ihren Häusern verschüttet werden, weil die Erde bebt. Wenn die Notfallseelsorgerin mindestens einmal im Monat Eltern die Nachricht überbringen muss, dass ihr Kind im Straßenverkehr umgekommen ist. Da sollen wir Gottes Versprechen glauben?

Theologen sind berufliche Gottesverteidiger, meistens jedenfalls. Immer schon haben sie gesagt, dass Gott uns auf höhere Weise erhört als wir es sehen. Immer schon heißt es da, dass Gott auf andere Weise rettet als wir es wünschen. Aber die Menschen, die ertrunken sind, die Menschen, die verschüttet wurden, die jungen Menschen, die im Autowrack starben, die wollten nicht auf höhere Weise beschützt und auf andere Weise gerettet werden. Sie wollten leben.

Gott, erinnere Dich! Du hast einen Bund mit uns geschlossen!

Den Silberstreif bist Du uns schuldig.

Je älter ich werde und je länger ich arbeite umso weniger traue ich mich, die Welt zu erklären. Auch unser Glaube erklärt sie nicht. Hier sind die Versprechungen Gottes und da der Zustand der Welt. Dazwischen gibt es eine Kluft, die ich nicht erklären kann. Und nicht erklären will. Ich will nicht, dass wir über das Leben gleiten. Niemand soll uns vorwerfen können, wir schauten nicht so genau hin, wenn wir von Hoffnung sprechen. Niemand soll sagen, blauäugig sähen wir über das hinweg, was gegen den guten Ausgang des Lebens spricht.

Unsere Hoffnung stößt gegen alles, reibt sich an allem, was gegen sie spricht. Wir kennen auch die Trostlosigkeit.

Wenn es um den Tod geht, zum Beispiel. Vor allem, wenn es um den Tod geht. Der Tod ist die größte Mut-Probe für die Hoffnung. Weil er nicht mehr revidierbar ist. Auch nicht durch die Hoffnung. Trotzdem sprechen Christen genau dann von Hoffnung. Auf die „Auferstehung der Toten“. Auf das „Ewige Leben“. Sie lassen dem Tod nicht das letzte Wort. Ist das mutig?

Marie-Luise Kaschnitz sagt dazu:

„Die Mutigen wissen dass sie nicht auferstehen dass kein Fleisch um sie wächst am jüngsten Morgen dass sie nichts mehr erinnern niemandem wieder begegnen dass nichts ihrer wartet keine Seligkeit, keine Folter ich bin nicht mutig.“

Gegen die Würde und den Mut der Hoffnungslosigkeit setzt die Dichterin die Würde und den Mut der unbewiesenen Behauptungen des guten Ausgangs.

Silberstreifen am Horizont: „Die Hoffnung auf das Ewige Leben“

Ich weiß wie Sie, dass diese Hoffnung selten von selber kommt. In Zeiten tiefer Trostlosigkeit braucht die Hoffnung Botschafter. Mahner. Als mein jüngerer Bruder vor Jahren am Tag nach dem Passionssonntag tödlich verunglückte, habe ich das erfahren. „Mama“, mahnte mich am Karfreitag die damals siebenjährige Clara, „Du hast gesagt, dass wir an Ostern feiern, dass Jesus auferstanden ist. Und dass der Karl-Peter jetzt auch im Himmel ist. Dann darfst Du heute noch traurig sein. Am Sonntag nicht mehr, dann suchen wir Ostereier.“ Ja, das habe ich ihr so gesagt. Und, ja, so hoffe ich. Meine Tochter klagt die Hoffnungs-Praxis ein. Und wir feiern Ostern.

Wir versuchen, die Hoffnung auf Gott zusammenzubringen mit der Welt, die wir erleben. Das erklärt uns nicht das Furchtbare, das geschieht. Aber es erklärt uns den Glauben. Den Glauben derer, die trotzdem und gerade dann nach Gott rufen. Wie die Psalmisten. Wo bleibst du Gott?, rufen sie. Auf Gott hoffen, heißt auch, ihn zu vermissen. Darum drängen wir: Wann kommst du? Wir können nicht einfach hinnehmen, dass jemand leidet. Wir wollen niemanden einfach Opfer sein lassen. Auch uns selber nicht. Darum fragen wir Gott: Wo bist Du? Wie kannst Du das zulassen? An Gott glauben, heißt auch, an Gott leiden. An seiner Unverstehbarkeit.

Wir hoffen, dass Gott kommt. Er wird das Leben nicht in der Vernichtung lassen. Einmal wird alles gut sein.

Da ist unser Silberstreif am Horizont: Einmal wird alles gut sein.

Wir hoffen. Und wir handeln auf Hoffnung hin. Wir tun, als gäbe es einen guten Ausgang. Ist das jetzt nicht doch naiv? Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, das sind wir uns schuldig. Das macht unsere Würde aus.

Es ist schäbig, nur zu handeln, wenn wir den guten Ausgang sicher haben. Stellen Sie sich vor, so würden wir lieben. Stellen Sie sich vor, so würden wir Beziehungen eingehen. Unsere Kinder erziehen. In der Kirche arbeiten. An der Kirche arbeiten. Mit garantiertem Erfolg oder gar nicht. Sich nicht um die Gewissheit des guten Ausgangs zu kümmern, so zu tun, als sei es schon sicher, dass unsere Arbeit erfolgreich ist, das gelingt Kindern und Jugendlichen leichter als uns.

Vielleicht ist das der jugendliche Leichtsinn? Der noch nicht enttäuscht wurde? Ich denke an eine Gruppe Jugendlicher, die die ungerechte Situation Asyl suchender Jugendlicher nicht erträgt. Sie engagiert sich. Gegen Widerstände: „Wie soll das denn gehen?“ „Wer soll das bezahlen?“ „Und was soll das nützen?“ Widerstände praktischer Art. Ohne böse Gesinnung.

Jugendliche setzen ein Zeichen der Hoffnung. Und so oft wir solche Zeichen für Hoffnung erleben, erleben wir, dass sich jemand aufschwingt und diese Hoffnung als dumm entlarvt. Immer gibt es auch die, die sich auf die Entlarvung von Hoffnung spezialisiert haben: Sie bringen Untergangsstimmung. „Nichts hilft mehr“, sagen sie. Alles umsonst

Kein Streifen am Horizont, weit und breit nicht.

Hoffnungsdiebe, die gibt es von rechts bis links. Es gibt pseudo-christliche Gemeinschaften oder kluge Intellektuelle, die allen Versuchen der Hoffnung nachweisen, dass sie vergeblich und zum Scheitern verurteilt sind. Was ist damit gewonnen? Die Jugendlichen, die versuchen, gleichaltrigen Asylsuchenden das Leben leichter zu machen, glauben ja nicht im Ernst, sie könnten mit dieser Aktion das Problem lösen. Aber sie haben etwas getan, was sie sich selbst schuldig waren: Sie haben nicht tatenlos zugesehen. Selbst wenn das keine Lösung ist, es unterbricht die Geläufigkeit des Satzes: „Man kann ja nichts machen“.

Erinnern Sie sich an den Propheten Jona? Als der Ninive die bevorstehende Vernichtung predigt, befiehlt der König Umkehr und Trauer - und er sagt: „Wer weiß! Vielleicht lässt sich's Gott gereuen und lässt von seinem Zorn, dass wir nicht untergehen.“

Ein Silberstreif am Himmel: Wer weiß?

Vielleicht gelingt es. Lassen Sie uns damit rechnen, dass das Leben gelingen kann, dass Freiheit gelingen kann und Gerechtigkeit. Und lassen Sie uns entsprechend handeln! Hoffnung ist weniger eine Sache der Theorie. Sie ist eine Qualität des Handelns. Wir handeln auf eine Zukunft hin. Auf eine Zukunft hin, die besser ist.

Wir sprechen davon, dass es eine Zukunft gibt, in der Gott herrschen wird. Dann reden wir vom „Reich Gottes“. „Reich Gottes“ heißt aber immer, dass hier etwas anfängt. Ein Lied von Kurt Marti fängt an: „Das könnte den Herren der Welt ja so passen, wenn es erst im Jenseits Gerechtigkeit gäbe, im Jenseits Frieden gäbe und im Jenseits die Schmerzen aufhören würden“. Das Erzählen vom Reich Gottes verschiebt nichts in den Himmel. Es vertröstet nicht. Es korrigiert dieses Leben. Diese Gesellschaft. Es verbindet den Himmel mit der Erde.

Immer ist von beidem die Rede: Von der Erde und vom Himmel. Kommt eines der beiden nicht mehr vor, der Himmel oder die Erde, geht es nicht um das Reich Gottes: Wo der Himmel verschwiegen wird, wird das Reden von der Welt trostlos autistisch. Wo die Welt nicht zu Wort kommt, redet man sich in ein spiritistisches Wolkenkuckucksnest.

Die Rede von der Hoffnung, die verbindet – so sagt(e) es der emeritierte Papst Benedikt - „die

Hoffnung auf den Himmel“ mit „der Treue zur Erde“

Der Silberstreif liegt nicht irgendwo zwischen Erde und Himmel. Er verbindet Himmel und Erde.

Was wir uns vom Reich Gottes erhoffen, das muss hier erkennbar sein. Gottes Reich muss Schatten werfen, so sagt es das Zweite Vatikanische Konzil. Das gibt zu denken und zu tun.

Das Christentum schenkt uns nicht nur Hoffnung. Es verpflichtet uns zu einem Leben auf Hoffnung hin. Aber: Wie lernt man das Hoffen? Wer lehrt uns das Hoffen?

Früher gab es die Propheten. Das waren Hoffnungslehrer.

Die einen warnen vor der Zukunft, rufen zu Umkehr. Manche, wie Amos, reichlich ruppig. Er stänkert gegen die selbstgenügsamen reichen Frauen, die sich nicht stören am Leid der Menschen um sie herum. Baschanskühe nennt er sie.

Andere Propheten, wie Jesaja, erklären mit Poesie, worauf zu hoffen ist. Gegen die Trostlosigkeit setzt Jesaja die Vorstellung von kommenden Zeiten, in denen „die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden“. „Die Lahmen werden“, prophezeit er, „springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird frohlocken. Denn es werden Wasser in der Wüste hervorberechen und Ströme im dürren Land“.

Jesaja ist der Meister der Sehnsucht, der Meister der Träume vom guten Ausgang des Lebens: „Einmal wird es sein, dass keiner mehr hungert und keiner sich mehr vom Fett des anderen nährt. Die Völker werden auf dem Berge Zion sein, nicht mehr in der dunklen Geducktheit der Täler. Alle werden essen und alle werden trinken, ein fettes Mahl und starken Wein. Die Decke der Trauer und der Blindheit, die über allen liegt, wird weggerissen. Die Völker werden jubeln und klar sehen. Das Geschäft des Todes wird ruiniert sein. Die Schmach wird aufhören, und die Tränen werden abgewischt sein. - Der Herr hat es versprochen“, sagt der Prophet. (z.B. Jes 25,6-8; 35,6)

Die Propheten von damals gibt es nicht mehr. Aber immer noch gibt es Menschen, die uns das Hoffen lehren. Phantasievoll. Zeit und Raum im Blick. Mit immer neuen Bildern und Figuren. An immer neuen Beispielen. In immer neuen Büchern.

Immer noch gibt es Menschen, die dafür sorgen, dass die Hoffnung nicht verloren geht. Hoffnungslehrer wie Jesaja. Die den Himmel mit der Erde zu verbinden verstehen. Die im Baumarkt silbrige Tücher finden und sie in einen Streifen am Horizont verwandeln.

Wir brauchen heute wie damals Hoffnungslehrer wie Jesaja.

Ich bin sicher: Alle, die wir hier heute Gottesdienst feiern, freuen sich, sind Dir dankbar, dass Du, lieber Klaus Hurtz, das weißt. Und hier in Reith seit 25 Jahren von der Hoffnung erzählst.

Vielleicht weniger einsam als Jesaja, weil Du unterstützt wirst von vielen Menschen. Und vermutlich fröhlicher, weil Du selber die Hoffnung nie verlierst, dass der liebe Gott es richten wird.

Du verlierst den Silberstreifen am Horizont nicht aus dem Auge.